Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Blatt „ULK", der heiteren Montags-Beilage „Reigen", dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Rußland ermäßigt. Postaufschlag; bei direkter Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate 4 Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

mmer 405. Berlin, Donnerstag, den 13. August 1891. XX. Jahrgang.

ussische Ausfuhrverbot, die allgemeine Lage und die Handelsverträge.

[Aus einem Gespräch.]

wie ein Blitz aus heiterem Himmel ist das russische erbot in die Erscheinung getreten. Regierung wie Börse it einigen Tagen darauf vorbereitet und hatten an- ihre Stellung dazu genommen. Uns interessirt selbst- ch vor Allem die Stellungnahme der Regierung, und wir der Lage, aus ganz hervorragender Quelle über einigen Aufschluß zu geben. Leider wird der- Wünschen der weitesten Kreise ebenso wenig ent- wie der nach unserer Ansicht allein vorgezeichneten Politik. es doch, als ob die Regierung auch jetzt, wo die Getreide- ollwendig weiter hinaufgehen müssen, an ihrer bis- n Haltung nicht das Mindeste ändern will. ns erhielten wir auf unsere Frage nach den Folgen des Ausfuhrverbotes an maßgebender Stelle die gewiß recht Antwort:

dagegen läßt sich nichts machen. Rußland ist der , seinen Staatsangehörigen zu nützen. Man wird glich bezweifeln dürfen. Denn einerseits kann es ot auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, es ist für seine ie auf uns angewiesen, anderseits dürfte die bisher so viel russische Finanzkunst nunmehr am Ende ihres Lateins e sein, denn das Sinken des Rubelkurses ist unvermeidlich."

ach wird unsererseits nichts geschehen?"

h werlich," lautete die Antwort. „Am allerwenig- erfteht keine Zollherabsetzung eintreten. weniger, als die Preise schwerlich weiter hinaufgehen werden. eifen die Vorgänge an der gestrigen Börse ziemlich deutlich. ersten Nachrichten ein Anziehen der Preise, dann ein Nieder- Offenbar hat außerdem die Börse schon vorher Witterung Verbot gehabt und dasselbe bereits eskomptirt, ehe es ar."

Anschauung ist die maßgebende in unseren leitenden und wir haben gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir Ein- haupteten, daß die Hoffnungen weiter Schichten der Be- damit zerstört werden. Wie die Regierung sich mit der abfinden wird, wenn trotzdem ein weiteres Steigen der eintritt, kann dahingestellt bleiben. Einstweilen setzt Hoffnung immer noch auf das Wetter und auf die er.

lich," so wird zugegeben, „die Yankees werden sich die n theuer genug bezahlen lassen. Und bei uns ist es höchste s das Wetter beständig wird, denn in den Niederungen ist so Alles dahin. Nasse Jahre langen nie." Mit diesen Trost-

worten hilft man sich, ohne recht zu erwägen, was das Ende sein kann.

Dabei hat die russische Verordnung noch eine Seite, die uns gewöhnlichen Sterblichen, die wir mehr an die Noth des eigenen Landes zu denken gewohnt sind, nicht sogleich in die Augen fällt. „Die russischen Werthe", so führt man aus, „sind allmälig unter dem Eindruck der französischen Freundschaft von Deutschland nach Frankreich hinübergewandert. Eben ist man daran, diese Freundschaft noch fester zu kitten. Wird sie unter dem ganz unvermeidlichen Kurssturz des Rubels andauern? Der französische Patriotismus ist genau so groß wie der französische Reichthum, aber man kann trotzdem erwarten, daß der erstere nur so lange anhält, als der letztere nicht zu empfindlich leidet."

Gewiß, das ist eine sehr angenehme Aussicht. Man kann darauf allerhand kühne Schlußfolgerungen aufbauen. Aber eigentlich sollte man meinen, daß uns das deutsche Hemd näher sei als der französische Rock. Was kümmern uns die französischen Verluste à conto des herzlichen Einvernehmens der Republik mit dem zarischen Rußland? Davon wird der deutsche Steuerzahler nicht satt; uns wenigstens sind das curae posteriores gegenüber der großen Frage der Volksernährung, die immer bedrohlicher an uns herantritt. Es ist geradezu erstaunlich, wie Staatsmänner so weitgehende Pläne in diesem Augenblicke aufbauen können.

Mag sein, daß das mit der gesammten Handelspolitik der Regierung, die ja offenbar weit ausschaut, zusammenhängt. Wir wenigstens hatten diese Empfindung, als unser Gewährsmann unmittelbar darauf die neuerdings angeregte Frage, was die Regierung unter „Mittelerzeugnisse" verstehe, behandelte. Bekanntlich hat einer unserer jüngeren, aber ragendsten Freihandelsmänner darauf aufmerksam gemacht, daß man, nachdem man Italien in das sogenannte mitteleuropäische Zollbündniß, nachdem man Spanien und Griechenland, die Türkei, Rumänien, Serbien u. s. w. ebenso wenig unberücksichtigt zu lassen vermöge, wie den Norden Europas, füglich von einem mitteleuropäischen Zollbündniß nicht sprechen könne, namentlich nachdem man erklärt, man habe keinesfalls die Absicht, Frankreich handelspolitisch zu isoliren. Es bleiben in diesem Falle für eine differentielle Behandlung nur das freihändlerische England und das schutzzöllnerische Rußland übrig.

„Wir denken an eine solche Behandlung weder hier noch anderswo," wurde uns erwidert. „Was wir erstreben, ist, aus der Hochschutzzollpolitik wieder herauszukommen. Das ist allerdings nicht ganz leicht, vor Allem deshalb nicht, weil die Schutzzollpolitik überall, nicht nur bei uns, einen starken Rückhalt in einem Theil der Bevölkerung findet. Das zeigt sich soeben wieder bei den Verhandlungen mit der Schweiz. Wir haben der Schweiz weder übermäßig hohe Bedingungen gestellt, noch nehmen wir an, daß die Schweiz bei ihrer Haltung auf Frankreich spekulirt; was die Sache kompliziert hat, ist allein die Stimmung der schweizerischen Bevölkerung. Derselben wird von den Schweizer Unterhändlern natürlich in hervorragendem Maße Rechnung getragen, und das Referendum erleichtert die Sache keineswegs. Man muß aber trotzdem Alles daran setzen, um zum Ziele zu gelangen."

Nun ist freilich zweifellos, daß auch das curae posteriores sein sollten. Aber die Regierung sieht nun einmal die Sache so an, als ob sie mit einer Herabsetzung oder Aufhebung der Getreidezölle aller Mittel beraubt wäre, um die Handelsvertragsverhandlungen mit Erfolg weiter zu führen, und darum klammert sie sich an jeden Strohhalm, der ihr die Hoffnung vortäuscht, daß wir ohne Schaden die Folgen der voraussichtlich schlechten Ernte bei uns und des Ausfuhrverbotes in Rußland überwinden würden. Sie schweift, um es trivial auszudrücken, in die Weite, ohne das Gute in der Nähe zu sehen. Daß dabei die Spekulation auf die agrarischen Kreise bei den Konservativen und im Centrum mitwirkt, scheint uns um so sicherer, als wir die Empfindung haben, daß die leitenden Kreise gar nicht sonderlich aufgebracht darüber sind, wenn es der Landwirthschaft möglich ist, den gegenwärtigen Preisstand für sich auszunutzen. Wie man beim Zucker noch einige Jahre des Segens konzediren, so hier noch einige Monate damit erhält man die Herren Agrarier bei guter Laune, wenn schließlich die unvermeidliche Herabsetzung der Zölle eintritt.

Alles das däucht uns eine vollkommene Vogelstraußpolitik, nur daß man den Kopf nicht in den Sand steckt, sondern man fliegt auf die höchste Warte, schaut weit hinaus in die Lande, verkündet von dort das Evangelium der Handelsfreiheit und hofft, daß sich die Anhänger dieses Evangeliums in der Zwischenzeit „zum knurrenden Magen abfinden, die Gegner aber allmälig dann befreunden werden. Ob das wirklich gelingen könne, das muß nach den bisherigen Erfahrungen mindestens zweifelhaft erscheinen, und ob das Volk den Preis, den man dafür zahlt; ohne Schaden tragen kann, ist mindestens ebenso zweifelhaft, woran aber nach unseren Ausführungen leider kein Zweifel ist, das ist die Absicht der Regierung, es in letzterer Hinsicht auf die Probe ankommen zu lassen.

Der „Reichsanzeiger" bestätigt bereits die oben gekennzeichnete optimistische Auffassung der Regierungskreise. Er veröffentlicht Ernteberichte, die wir in der Handelszeitung (1. Beilage) zum Abdruck bringen, welche die Lage nahezu rosenroth erscheinen lassen. Auch von einer ungünstigen Kartoffelernte will der „Reichsanzeiger" nichts wissen. Er sagt: „Die Frage, ob die diesjährige Kartoffelernte ungünstiger als die des Vorjahres ausfallen wird, sei zur Zeit noch eine offene. Die in neuester Zeit aus allen Theilen des preußischen Staates eingegangenen amtlichen Nachrichten lauten im Allgemeinen keineswegs ungünstig. Das Statistische Büreau hat die Zusammenstellung der Ergebnisse der von den landwirthschaftlichen Vereinen Ende vorigen Monats kreisweise bewirkten Ermittelung der Erntezaussichten so-

Eva Siebeck.

[Fortsetzung.]

Roman von

B. v. Suttner.

Beiden Frauen hatten nur wenig Bekanntschaften gemacht. so gar nicht gesellig aufgelegt gewesen und auch Gräfin — so gern sie in ihrer Heimath in die Welt ging — war in Nizza und Monaco weilenden Fremden mißtrauisch, Vergnügungen der Theater, der Promenaden und namentlich Spielsaales, genügten ihr so ausreichend, daß sie nach kein Verlangen mehr trug. Mit Ausnahme einiger engmilien verkehrten die Beiden mit Niemand.

— zu Anfang Jänner — war die Saison auf ihrer Höhe. Herren Ländern kamen die Wintergäste herbei. Auch zwei Oesterreicher, welche die Gräfin Koloman kannten, befand- darunter, doch wurde auch mit diesen kein lebhafter Ver- anknüpft. Gern hätte Eva einmal von dem einen oder ern vernommen, was die beiden Grafen Siebeck machten, rüber wußte zufällig keiner Bescheid. Daß Ralph s hatte von sich hören lassen, das war ihr begreiflich. rstimmung, dieses Verschwinden aus ihrem Gesichtskreise — wie sie zu durchschauen glaubte — in seinem vorgefaßten ngeplan. Daß aber Robert so gänzlich verschollen war, nicht schrieb, nicht trachtete, sie aufzufinden, — wenn nichts Anderes — seinen Groll fühlen en, das wunderte sie. Wie gern hätte sie lie geschrieben, um Nachricht einzuholen, — aber hatte ihr verboten, nach Hause zu schreiben, und sich ebote blind zu fügen, gewährte ihr Genugthuung. Sie diesen Gehorsam als etwas, wodurch sie mit dem Ent- noch gleichsam verbunden war, wodurch auch ihm noch ihr r Pflichten erwuchsen. Würde sie entgegenhandeln, so durch das letzte Band zerrissen sein. Daß auch ihr Nie- s der Heimath schrieb — weder Ottilie, noch Irene, noch noch die Knaben — das geschah wohl gleichfalls auf Geheiß, oder es war ihnen Allen ihr Aufenthaltsort verbleiben.

unst Du mit? Heute fahre ich wieder nach Monte Carlo," es Vormittags Gräfin Koloman.

, Tante, ich danke . . . Mir ist gar nicht wohl — ich der zu Hause."

Du willst. Aber Du solltest wirklich einen Doktor fragen ist so blaß und einsilbig. Ich denke, der Arzt würde Dir Zerstreuung verordnen, und da wäre die Fahrt nach Monte Carlo nur zu empfehlen. Dort sieht man so viel, was fesselt und was amüsirt: die vielen Leute, das Spiel, das Diner im Hotel de Paris. Abends könnten wir in die Oper gehen — die Devries singt im Rigoletto — geh, komm mit!"

Eva schüttelte langsam den Kopf.

„Nein —!" sagte sie gedehnt und müde.

„Dann sage ich Dir Adieu. Aber bleib' ja nicht den ganzen Tag allein zu Hause. Geh' auf die promenade des Anglais zur Musik und besuche die Lady Folkton; bei der ist heute große Lawn-tennis-Partie."

Doch von diesen Verordnungen wollte Eva keine befolgen. An diesem Tage war sie weniger denn je zur Geselligkeit aufgelegt. In der vergangenen Nacht hatten sie sich wieder einmal in den Schlaf gewemt, und am Morgen, als sie abermals einen Hustenanfall gehabt, erlebte sie einen großen Schreck: das zu den Lippen geführte Taschentuch hatte sich roth gefärbt.

Blutspucken! . . In den Augen der meisten Leute gilt diese Erscheinung als Todesurtheil. Und so faßte Eva es auch auf. Erst vor Kurzem war im selben Hotel ein junger Russe von 21 Jahren — auch ein Blutspuckender — gestorben. Sie hatte ihn oft in seinem Rollwägelchen auf der Promenade gesehen; und als sie neulich unter der Hoteleinfahrt seinem Leichenzug begegnete, war sie demselben nach dem Friedhof gefolgt. Dort las sie die Inschriften der Grabsteine. Es war entsetzlich, wie viel junge Menschen von 15 bis 25 Jahren da ihren ewigen Schlaf schliefen. Wohl lauter Brustkranke — gewiß hatten sie alle gehustet und Blut gespuckt... Sollte es nun auch ihr Loos sein, auf dem fremden Erdwinkel so jung hinzusterben, unbetrauert — ohne daß eine liebende Hand ihr die Augen zugedrückt?...

Das waren ungefähr die Gedanken, welche Evas Sinn erfüllten, als die zur Fahrt gerüstete Tante ihr anstrang, zu einer Partie Lawn-Tennis zu eilen. Uebrigens war es Eva lieb, daß die alte Dame sich auf den ganzen Tag entfernte, denn nach Ruhe, nach Einsamkeit hatte sie besondere Sehnsucht. Sie fühlte, daß sie über Vieles nachdenken müsse, daß sie einen Entschluß fassen werde. Welchen? — das wußte sie nicht, aber etwas mußte sie ausführen. Das empfangene Todesurtheil gab ihr — wie jedem Verurtheilten — das Anrecht auf irgend etwas Außergewöhnliches, auf etwas dem sogenannten „Henkermahle" Gleichkommendes.

Nachdem die Gräfin Koloman davongefahren, zog sich Eva in ihr Zimmer zurück. Sie warf sich in einen Lehnsessel, und regungslos, mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgelegt, blieb sie lange, lange in Gedanken vertieft. Ihr ganze Vergangenheit ließ sie an sich vorüberziehen, und auch in die Zukunft wandte sie den inneren Blick. Was sie da sah, das war — auf dem Friedhof von Nizza — in der Nähe des kürzlich begrabenen Russen — von Palmen beschattet — ein Kreuz mit der Inschrift:

Eva Siebeck,
geb. 1863, gest. 1887.

Und über das Kreuz gebeugt die hohe, die edle Gestalt Desjenigen, den die da unten Ruhende so sehr geliebt, so sehr, daß sie daran gestorben war.

Mit einem tiefgeholten Seufzer fuhr die junge Frau aus diesen düsteren Träumereien empor, und ihr Entschluß war gefaßt: ohne Abschied werde sie nicht von hinnen gehen. Sie ging, ihr Reiseschreibzeug holen, legte es auf dem Sophatisch zurecht, setzte sich hin, und ohne Zaudern, mit fliegender Feder, warf sie folgende Zeilen auf das Briefblatt:

„Mein König — komm! Ich muß Dich noch einmal sehen — noch einmal Deine Stimme hören, eh' sie mich begraben. Nimmermehr hätte ich Dir geschrieben, denn Dein Geheiß lautete: „Schreibe nicht"; nimmermehr hätte ich Dich gerufen, da Du unsere Trennung gewollt . . . aber der Tod hebt Alles auf — den Gehorsam, den Stolz, Alles — nur die Liebe nicht. „Geduld" befahlst Du mir — dabei hattest Du die Zeit im Sinn. Wenn noch lange Monate, Jahre vergingen, vielleicht würde ich — wie Du es zu meinem Wohl geplant — zu voller Ruhe gelangen; aber ich habe keine Zeit vor mir. Daher kündige ich Dir die Geduld. Das „Vertrauen" aber — das habe ich Dir redlich entgegengebracht; keinen Augenblick hat mich die Gewißheit verlassen, daß das von Dir Gewollte das Beste und Weiseste war, daß Du es im Hinblick auf meinen Gewissensfrieden, auf meine Ehre, auf meine Zukunft gewollt. Doch da glaubtest Du eben irrthümlich, daß ich eine Zukunft habe. So fest und stark lebt dieses Vertrauen auch jetzt in mir, daß ich keinen Augenblick zweifle, dieser mein Ruf werde genügen, um Dich, ohne Verlust eines Tages, an meine Seite zu bringen. Noch bin ich nicht auf dem Todtenbett — aber ich bin von einer unheilbaren Krankheit — einer Brustkrankheit — erfaßt. Vielleicht liegen noch Wochen, vielleicht noch ein Vierteljahr des Lebens vor mir — desto besser: dann werde ich in Deiner Nähe noch einen Himmel gekostet haben, der tausend Erdenleben aufwiegt. Mein König, komm!"

Sie faltete das Blatt, schloß und überschrieb den Umschlag. Dann nahm sie Hut und Jacke und trug den Brief selber zu einem in der Nebenstraße befindlichen Postkasten.

Es war geschehen . . . der kleine Lärm des hinabgleitenden Papiers und des zufallenden Spaltdeckels durchzuckte Eva mit einem

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft ꝛc." Nr. 33.